

jugendlicher. Neben dem herrlichen Hedwig Peters, damit beschäftigt, die Rosen auf der Tafel mit frischen Blumen zu füllen.

Konrad Ahlenborn setzte sich, in trübe Gedanken versunken, in den Erker. Es war ihm lieb, daß er noch allein bleiben konnte. Heute sollte er sie ja wiedersehen, nach der sein Herz verlangte, nach der sein ganzes Sein schrie in namenloser Sehnsucht. Sie wiedersehen neben dem anderen! Aber er meinte, jetzt fast genug zu sein für solches Wiedersehen. Er redete sich ein, sein Gefühl sei erloschen, da er es zum Schweigen gezwungen. Er meinte, es sei alles aus und vorbei, und doch war es die unstillbare Sehnsucht, die ihn Herber trieb. So sah er marient. Still, unbemerkt.

Hedwig Peters war im Nebenzimmer fertig geworden; nun trat sie über die Schwelle. Der Vater konnte sie nicht, hielt sie wohl für eine Bedientin; aber sein Mästrauze erkannte sich an der tauschlichen Jugendkraft, an den reifen Bewegungen des Mädchens. Sie trug einen Korb voll Rosen in der Hand und setzte sich nun in einen der Beistühle, nahm die Blumen in den Schoß und band sie, eine prächtig an die andere haltend, zu kleinen Straußen. Ganz verträumt und versunken lag sie da, heimlich anzuwinkend in ihrem hellblauen Kleid, das die frischen Farben ihres Gesichtes reizvoll hervorhob und sich um den weichen Hals und die schlangenförmigen Arme schlang.

Da trat durch die offene Tür ein junger Mann, kraftvoll und gut gewachsen, mit einem bleichen Vordenschein über der rechten Stirn, mit hellen, blauen Augen um sich blickend. Und bevor Konrad Ahlenborn noch in ihm den zukünftigen Bräutigam Julius erkennen konnte, erlöste aus dem Munde des Mädchens wie des Mannes ein Aufschrei Überraschung.

„Wilhelm!“

Hedwig Peters war aufgesprungen. Nicht bis in die Höhe.

Die Rosen waren von ihrem Schoß gefallen und lagen nun wie frische Blutstropfen zu ihren Füßen. Wohl hatte sie gewußt, daß sie den Jugendgeliebten heute sehen würde, aber als er so unbemerkt vor sie hintrat, erschauerte sie doch.

„Mein Traum!“ flüsterte Wilhelm und strich sich mit der Rechten über die Stirn. „O Hedwig, Hedwig! Welche Wiedersehens!“

Er nahm ihre matt herabhängende Hand und küßte sie. Das junge Mädchen aber war aus ihrer Erstarrung erwacht.

„Wohin Sie, Herr Specht!“ rief sie gerührt. „Was tun Sie da?“

„Oh, Hedwig! sagte er leise. „Wie schlecht habe ich an Ihnen gehandelt!“

Doch sie entgegnete herb:

„Ich mache Ihnen ja keinen Vorwurf. Jeder ist sich selbst der Richter.“

Wilhelm Specht schaute beschämt zu Boden.

„Hedwig“, sagte er weich, „können Sie mir denn nicht verzeihen?“

„Was liegt Ihnen daran?“

„Oh, sehr, sehr viel. Wenn ich Ihnen sagen dürfte, wie es in meinem Herzen aussieht...“

Da sah sie auf den Mann mit einem kühl betrachtenden Blick, der ihm das Blut in die Wangen trieb.

„In Ihrem Herzen?“ Sie lachte auf. „Nun, Glückseliger pflegen sonst kein Herz zu haben!“

Das traf den jungen Mann wie ein Pfeil durchs Herz. Er wurde bleich und krampte die Hände ineinander.

„Das tut weh“, sagte er leise, „doppelt weh aus Ihrem Munde! Oh, womit kann ich Ihre Verzeihung erlangen?“

Hedwig wandte sich ab. Dieser Unterbrechung mußte ein Ende gemacht werden.

„Wohin Sie, gehen Sie!“ rief sie voll Qual. „Wozu hier alles! Sie haben Ihr Glück gefunden! Sie können...“

Aber die schlichte Feldblume hinweg, da Ihnen eine prächtige Rose ihren Duft bot. Was kümmert es Sie, was dieses Mädchen sieht!“

Sie strebte fort. Doch da gemahnte sie die Rosen, die immer noch auf dem Teppich zu ihren Füßen lagen. Sie blickte sich.

„Keine Rosen...“

Doch Wilhelm hielt sie zurück. „Lassen Sie!“ gebot er rauch.

Dann kniete er sich nieder und hob die Blumen auf. Als er sie ihr in die Hände legte und zu ihr aufschaute, wie sie mit tränenfeuchten Augen, bleich und traurig, ihn betrachtete, da nahm er ihre Hände mit den Rosen fest in die seinen und drückte sein Gesicht hinein, und seine Kniee brannten auf ihren Fingern.

„Hedwig! Hedwig, kannst du mir vergeben? Verachte mich nicht, ich kann's nicht ertragen, denn ich — liebe dich!“

Die Rosen fielen wieder zu Boden. Ihrer selbst nicht mächtig in dem jähren Wechsel der Gefühle, legte sie ihre Hände um seine Wangen, leuchtend, jauchzend, und hob ihn so empor. Und wie es geschah, sie trübten es beide nicht — da lagen sie sich in den Armen, fest, selbstvergessen und küßten sich mit der Glut lange zurückgehaltener Liebe.

Konrad Ahlenborn hatte es peinlich empfunden, hier den Zuschauer spielen zu müssen; nun aber wollte heilige Empörung in ihm auf. Dieser Mensch, dem Julia sich zu eigen geben wollte, den sie für einen ehrlichen, unerbildeten Menschen hielt, der schlicht und wahr empfinden sollte, wie die Natur selbst, er hingerging sie, er liebte, er liebte eine andere — und war doch gebunden! Da hielt er ihn nicht länger, er trat hervor und mit unerbittlicher Verachtung sagte er:

„Sieh da! Der faule Herr Specht ist ein Don Juan! Wer hätte das gedacht! Nun, ich trenne mich, diese Entdeckung gemacht zu haben!“

Die beiden sahen auf. Hedwig, mit Purpurglut auf den Wangen, bestrebt, sich aus den Armen des Mannes zu befreien. Doch Wilhelm legte den Arm nur noch fester um ihre Schultern und trat so mit ihr in wiedergewonnener Fassung dem anderen gegenüber.

„Herr Ahlenborn“, sagte er ernst und höflich, „lassen Sie mich Ihnen alles erklären!“

„Ich nicht nötig“, war die abweisende Antwort. „Tun Sie doch immerhin, was Sie wollen, Sie müssen es ja beantworten. Aber einen Verrat an der Tante, die mir wert ist, dulde ich auf keinen Fall! Herr Specht, Sie sind ein Schelmer!“

Wilhelm sah auf, totenbleich, seiner selbst kaum mächtig.

„Herr Ahlenborn!“

„Sie wünschen?“ war die ungenierte spöttische Antwort. Doch noch einmal zwang sich Wilhelm zur Ruhe.

„Mein Herr, der Schein ist gegen mich“, sagte er bescheiden. „Und doch, Sie verdienen meinen Charakter.“

„Lassen Sie mich Ihnen erklären...“

„Zwecklose Reden!“ sagte der andere kalt. „Ich brauche keine Erklärung, wo die Tafsachen reden.“

„Herr Ahlenborn!“ rief Wilhelm, seiner selbst kaum mehr mächtig. „Sie wollen mich beleidigen; aber ich habe auch Ehregefühl!“

„So, ja“, war die spöttische Antwort. „Ehregefühl! Ich meine, von Ehre wüßten Sie nicht viel, da Sie von dem Geld einer Tante leben. Herr Specht, Sie haben zwar jetzt die Schule besucht, aber ich sehe, daß Sie den Begriff „Mann“ noch nicht zu benehmen gelernt haben!“

„Wie er mich verachtet!“ rief Wilhelm ganz verzweifelt. „O Gott, und doch hat er recht! Ja, ja, ich habe es gefühlt, schon längst — Oh, verdammen Sie mich nicht! Hören Sie mich an, glauben Sie mir! Und auch du, Hedwig, auch du mußt meine Rechtfertigung hören!“

„So reden Sie!“

Wilhelm richtete sich auf und sprach mit in die Ferne gerichteten Blick, als spräche er zu sich selbst:

„Ich war stolz, lächerlich eingebildet in meiner Unwissenheit. Es schmeichelte mir Karren, daß die feine Tante mich beachtete. Nun habe ich gestrebt, hart gearbeitet und schließlich kam mir die Klarheit, und ebenso lernte ich mich selbst verachten. Da waren die Kameraden, die mit Spott und brüskem Lachen mir zuerst die Erkenntnis der schiefen Stellung brachten, in der ich mich befand, und dann meine Väter! O ja, Herr Ahlenborn, ich habe den Begriff „Mann“ erkennen gelernt! Aus den Worten großer Meister rief es mir zu: Schäm dich, Karl, du hast dich verkauft! Wie oft packte mich Mut und Verzweiflung über mich selbst, über mein ganzes verpöhltes Dasein!“

„Armer Wilhelm!“

Hedwig sagte es leise, und helle Tränenströme rannen über ihre Wangen. Er aber fuhr fort:

„Nein, bedauere mich nicht, Mädchen! Ich verdiene dein Mitleid nicht. Und noch eine andere Erkenntnis wurde mir: nie kann ich es so weit bringen, wie ich kommen muß, um neben einer Julia ebenbürtig zu stehen; dazu werde ich nie gelangen.“

„Sie müssen weiter kommen, weiter streben!“ warf Ahlenborn ein, der dem jungen Manne nun doch seine Teilnahme nicht verlagern konnte. „Wenn Julia Sie liebt, wissen Sie, was das heißt? Versuchen Sie diesen seltsamen Frauencharakter? Wollen Sie ihr Schmerz bereiten, ihre Hoffnungen zerstören?“

Doch Wilhelm schüttelte energisch den Kopf.

„Sie meinen, ich muß das Los, das ich mir selbst geschaffen, nun auch auf mich nehmen? Und nach dazu jetzt, wo ich eingesehen habe, daß ich in irdischem Unterstand meine Verantwortung für Liebe genommen, und daß mein Herz nur immer diesem Mädchen, meiner Hedwig, gehört hat? Nein, das schreit mir nicht recht!“

„Was willst du tun?“ warf Hedwig jagend ein.

„Ich will zu ihr gehen, noch heute, ihr alles erzählen und das Weitere in ihre Hände legen. Ich werde Julia verehren, ihr dankbar sein mein Leben lang; aber lieben werde ich nur meine Hedwig!“

Ahlenborn wandte sich ab. Unerwartete Gefühle bewegten ihn. Was würde Julia denken? Was tun? Gewiß würde sie Schmerz, Enttäuschung empfinden! Und vielleicht würde sie den jungen Menschen mit ihrer Liebeswürdigkeit doch wieder bejaubern und ihn mankeimäßig machen. Oder war ihre Liebe auch nur ein Irrtum gewesen? Durfte er gar wieder hoffen?

Hedwig war mit dem seltsamen Hand in Hand an das Fenster getreten; nun ließ sie zur Tür mit dem freudigen Ruf: „Sie kommen! Sie kommen!“

Mit lautem Suspension sahen vor dem Hause die Autos an, die das Hauptportal und die wenigen Schritte brachten. Hedwig lief ihnen mit freudig geröteten Wangen, mit vor Glück strahlenden Augen entgegen. Sie sprach stammelnd ihre Wünsche aus und lag gleich darauf mit den schlauchenden Worten: „Werde glücklich, wie ich auch glücklich zu werden hoffe“, in den Armen der Freundin. Aber zur Aussprache war jetzt nicht die Zeit.

Im Salon trat Konrad Ahlenborn mit einigen beglückwünschenden Worten auf das junge Paar zu, nach ihm Wilhelm Specht. Die Gäste begannen sich zu gruppieren. Er setzte sich in den für sie bestimmten blumengeschmückten Sessel. Später trat neben sie, nach im Gespräch mit dem Vater, der nur mit einer summen Verbeugung zugleich die anderen begrüßt hatte, Frau Marius entgegen. Sie war zu sehr Hausfrau, um nicht voll Unruhe an das Wahl und an die dienbaren Kräfte, die heute in der Küche malten, zu denken.

Und jetzt betrat Julia an der Seite des Regierungsrats das Zimmer. Dieser hatte nochmal seine Richte davor gewarnt, sich jetzt schon mit Wilhelm Specht zu verloben. In Zorn und Trotz, daß Konrad sich ihr nicht mehr zu nähern versuchte, hatte sie es im Sinn gehabt, um allen Zweifeln mit einem energischen Ruf ein Ende zu bereiten, am

heutigen Tage ihre Verlobung zu verkünden, wenn sie diesen Entschluß jedoch ihrem Oheim mitgeteilt.

„Tue es nicht!“ warnte dieser nochmals. „Dich treibt nicht die wahre, tiefe Liebe! Mir unerklärliche Gefühle sind es, die dich zu diesem Entschluß veranlassen. Ruh, Kind, warte, bis einmal dein Herz deutlich spricht! Dieser muß sein anderes!“

Doch Julia schüttelte traurig den Kopf.

„So deutlich kann mein Herz überhaupt nicht sprechen. Das ist ja das Angehörteste unserer Zeit, daß einer Aufschreibung bedarf!“

Sie waren in das Zimmer. Da erblickte Julia den Mann, der so unausgesprochen, ihr selbst nicht bemerkt, ihr Denken und Fühlen beherrschte: Konrad Ahlenborn! Ein helles Rot überlief ihre Wangen. Mit dem soß lauchenden Ruf: „Konrad!“, ging sie ihm entgegen, beide Hände ihm entgegenstreckend, ein lächelnd, selbstvergessenes Lächeln um den schönen Mund, einen Strahl der Liebe in den Augen. Aber Herr von Verbe, der die Verlobung kaum noch bedacht hatte, hielt sie plötzlich zurück und küßte ihr den Scheitel mit dem Mund:

„Julia, ist diese Sprache des Herzens nicht deutlich genug?“

Da wandte sie langsam den Kopf nach ihm um und schaute den Mann mit störrischem Verständnis an.

„Ich danke dir, lieber Onkel!“ sagte sie langsam und feierlich, ihm die Hand drückend. Dann erst begrüßte sie den Vater. „Sie haben mir sehr gefehlt, Konrad! Warum kamen Sie nicht?“

Der seltsame Blick, der diese Worte begleitete, ließ ihn erbleben.

„Sie haben mit mir gespielt“, sagte er. „Das ist nicht gut. Und nun? Oh, fangen Sie das Spiel nicht noch einmal an!“

„Oh“, lächelte sie, „ich habe Ihnen viel, viel zu sagen! Aber zuerst muß ich einmal mit diesem jungen Manne meine Angelegenheit ins reine bringen.“

Sie wies Wilhelm Specht heran, zog ihn, nachdem sie noch einmal des Vaters Hand gedrückt, zur Seite. Und wenn sie so manches Mal an sich und ihrem Tun gemerkt, so schaute sie sich berechnend und kühl geföhnt, hier mußte sie klar, daß das, was sie vor hatte, recht und richtig, daß es ihr Glück und das der anderen war!

Sie schaute dem jungen Manne ins Gesicht und redete ihm mit der ihr eigenen freien Bewegung die Hand. Ahlenborn ließ seine Blicke auf ihr ruhen — und war vorhin in seiner Brust ein Blumengarten süßer Hoffnungen erblüht, so kühlte er sich jetzt blutgefärbt aus allen Himmeln. Sie spielte wieder mit ihm! Sie begaberte ihn mit ihrer Goldseligkeit, um ihn gleich darauf zu zeigen: Jenen allein liebe ich!

Er wandte sich ab. Jemand sprach ihn an; er hörte es nicht. Er antwortete; er wußte nicht, was. Wie körperlicher Schmerz, der die Sinne schwinden läßt, so wühlte die neue Enttäuschung in ihm.

Währenddessen standen sich die beiden gegenüber: Julia strahlend lächelnd, Wilhelm in irdischer Verlegenheit, nicht wissend, wie er beginnen sollte. Da hörte er Julias Stimme.

„Wilhelm, ich muß Ihnen eine wichtige Mitteilung machen —“

Er unterbrach sie:

„Ich Ihnen auch. Lassen Sie mich reden —“

„Wilhelm, es geht Sie an und mich, um unser beider Glück —“

„Oh, Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde! Gerade darüber wollte ich mit Ihnen sprechen!“

„Sagen Sie mir nicht böse, seien Sie nicht traurig! Wilhelm, ich kann Ihre Frau nicht werden!“

„Fräulein Julia, ich kann Sie nicht heiraten!“

So schnell hatten die beiden sich die Last von der Seele gesprochen, daß eins auf des anderen Worte kaum gehört hatte. Jetzt schauten sie sich verblüht an und brachen, wie auf Kommando, in lustiges, nicht endenwollendes Lachen aus.